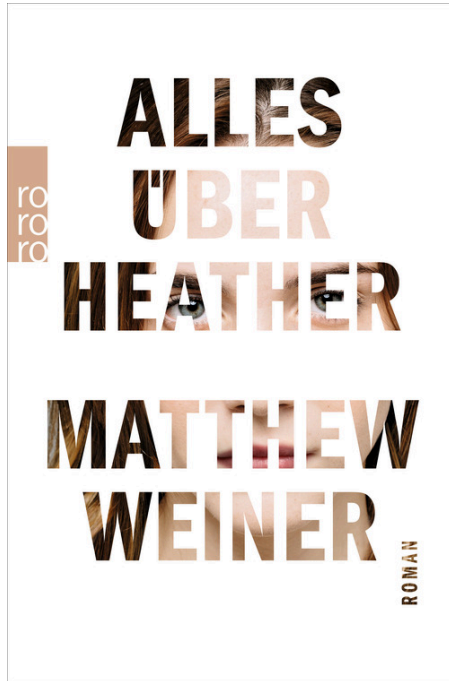


## **Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-499-29146-3

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

«Dieser kleine Roman ist eine Sensation! Dabei ist es das klassische Rezept des Noir: der kurze Schritt über die Klippe und der Sturz in eine Hölle der Gleichgültigkeit. Eine teuflische Geschichte, die man in einem einzigen Atemzug lesen muss.» *James Ellroy*

«Eine Tour de Force: kontrollierter Stil und messerscharfe Psychologie. Der chirurgische Blick und die stupende Kombination aus Mitgefühl und Gnadenlosigkeit erinnern mich an Flaubert und Richard Yates, die extreme Schlusspointe an Muriel Spark in ihren dunkelsten Momenten. Ich konnte das Buch nicht aus der Hand legen.» *Michael Chabon*

«Ein großartiger Psychothriller in der Tradition von Richard Yates und F. Scott Fitzgerald, eine Psychopathologie der amerikanischen Elternschaft, ihrer innersten Wünsche und Hoffnungen, Träume und Obsessionen.» *Süddeutsche Zeitung*

«Eines der interessantesten Bücher des Jahres. Weiner erweist sich als irre guter Dramaturg, der mit knappem Personal arbeitet, dieses aber zielsicher ins Desaster führt.» *Spiegel online*

«Weiner hat einen großen Tragödienstoff so intensiv eingedampft, dass er sich zu einer explosiven Mischung konzentriert ... Man glaubt zu wissen, was passiert. Aber es ist anders.» *Frankfurter Rundschau*

Matthew Weiner

**Alles über  
Heather**

Roman

Aus dem Englischen von  
Bernhard Robben

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017  
unter dem Titel «Heather, The Totality»  
bei Little, Brown & Company, New York.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Februar 2019  
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg  
«Heather, The Totality» Copyright © 2017 by Matthew Weiner  
Umschlaggestaltung any.way, Hamburg, nach der Originalausgabe  
von Little, Brown & Company (Gestaltung Janet Hansen)  
Umschlagabbildungen Louis Fox,  
Getty Images; Javier Díez, Stocksy.com  
Satz aus der Caslon 540 bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany  
ISBN 978 3 499 29146 3

# Inhalt

Widmung

Eins

Zwei

Drei

Vier

Fünf

Dank

Über Autor und Übersetzer

Für Linda

## Eins

Mark und Karen Breakstone hatten eher spät geheiratet. Karen war schon fast vierzig und längst jenseits aller Hoffnung, jemanden zu finden, der es mit ihrem Vater aufnehmen konnte; und über die siebenjährige Beziehung, die sie nach dem College mit ihrem ehemaligen Kunstdozenten geführt hatte, wusste sie mittlerweile auch nicht mehr viel Gutes zu sagen. Als man sie mit Mark verkuppeln wollte, hätte sie das Date deshalb fast platzenlassen, sprach für den Mann doch eigentlich nur, dass er eines Tages vielleicht reich sein würde. Andere Vorzüge hatte ihre Freundin, lang verheiratet und zum dritten Mal schwanger, nicht erwähnt. Karens verheiratete Freundinnen schienen wie besessen von der Tatsache, dass sie, die Frühverheirateten, sich damals nie Gedanken übers Geld gemacht hatten. Heute, älter geworden, hielt die Sorge um ihre Altersabsicherung sie nachts wach. Karen wollte immer noch einen attraktiven Mann. Sie fand, es wäre ein unerträglicher Kompromiss, täglich in ein hässliches Gesicht starren und sich besorgt fragen zu müssen, ob ihre Kinder später wohl gerade Zähne im Mund haben würden.

Noch hatte keine von den Frauen Mark persönlich erlebt. Sie wussten, er hatte einen guten Job, kam aber nicht aus Manhattan, und Karen hätte vielleicht den Mann einer Freundin ausfragen können, der Mark kannte, doch blieb seinerzeit, da es ja noch keine Mails und SMS gab, für genauere Nachforschungen einfach nicht genug Zeit. Mark hatte ihre Telefonnummer, und wenn er sie wählte, würde sie bestimmt nicht den Anrufbeantworter anspringen lassen. Außerdem klang er ganz nett, auch ein bisschen nervös, was bedeutete, dass er immerhin kein routinierter Frauenaufreißer war. Also verschob Karen ihr Date zweimal, um sich dann, immer noch ohne allzu große Begeiste-

rung, auf einen Drink zu verabreden, was vielleicht ganz prickelnd gewesen wäre, hätte Karen nicht darauf bestanden, ihr Treffen auf einen Sonntagabend zu legen.

Im Schummerlicht der Bar wirkte Mark gar nicht einmal übel, wenn auch unscheinbar, so wie manche Frauen unscheinbar aussehen. Er schien über keinerlei besondere Merkmale zu verfügen, allerdings waren seine Züge auch nicht so ebenmäßig, dass er attraktiv gewirkt hätte. Sein Gesicht war von jugendlicher Fülle, die Nase rund, die Wangen pausbäckig, aber irgendwie wirkte er mit seiner schlanken Figur wie jemand, den man kaum richtig wahrnahm.

Während sie überlegten, ob sie sich noch einen Drink genehmigen sollten, erzählte er, wie ihm jemand im Büro das Mittagessen aus dem Kühlschrank weggegessen hatte. Es kam nicht darauf an, wer es gewesen war, aber er hatte einen Verdacht, weil er am Ärmel einer Empfangsdame einen Senffleck gesehen hatte. Er erklärte Karen, die meisten würden angeblich mit ihren Klienten zu Mittag essen, dabei zögen sie immer nur zusammen in eine Bar und schauten Sport, die reine Geld- und Zeitverschwendung, wohingegen er, der sich sein Essen mitbringe, im Vorteil sei, da er nachmittags meist als Einziger nicht einschlafe. Sie lachte, und er schaute sie irgendwie überrascht an. «Manchmal unterschätzen die Leute mich», sagte er, und für Karen klang das wunderbar.

Karen fand ihn richtig lustig, also waren sie ja vielleicht füreinander bestimmt. Ihm passierten eine Menge Geschichten, bei denen der Witz in der Regel auf seine Kosten ging. Man hätte glauben können, er besäße die Persönlichkeit eines sehr selbstsicheren Menschen, eines Mannes, der einen so starken Eindruck machte, dass er sich ständig kleinmachen zu müssen meinte. Sein Gesicht aber sagte etwas ganz anderes. Sie trafen sich also regelmäßig, und nach drei, vier Wochen hatten sie Sex, bei ihm, da Karen sich die Möglichkeit offenhalten wollte, danach einfach zu



gehen. Wollte sie aber nicht. Seine Wohnung war chic, aber nicht übertrieben eingerichtet, und seine Hände hatten ihre Taille so fest umklammert, dass sich ihre Hüfte angenehm wund anfühlte, als sie sich entspannt in die Daunenkissen sinken ließ, die so tröstlich, so vertraut nach Lavendel dufteten. Und dann hatten sie in derselben Nacht noch ein weiteres Mal Sex, und Karen spürte, wie er sie begehrte. Und das gefiel ihr sehr.

\*

Marks Vater war Footballtrainer an der Highschool, außerdem in der Schulleitung und Lehrer für Staatsbürgerkunde, weshalb er im gehobenen Mittelklasseviertel von Newton, Massachusetts, auch über Sportlerkreise hinaus ein gewisses Ansehen besaß. Inmitten der vielen gut betuchten Familien mit ihren wohlerzogenen, wiewohl rebellischen Kindern fand Mark erst allmählich heraus, wer er wirklich war, nämlich so etwas wie der Sohn des Chauffeurs. Er hatte alles, was auch die anderen hatten, bloß in minderer Qualität: ein altmodisches Dreigangrad, kaum Sammelkarten, unspektakuläre Urlaubsreisen, und die auch nur selten, Sneakers aus der Wühlkiste im Supermarkt.

Da sein Vater fand, dass es Mark an der nötigen Aggressivität für den Sport fehle, hörte er irgendwann auf, ihn ständig unter Druck zu setzen, überzeugt, sein Sohn eigne sich wohl am besten dazu, zusammen mit den Mädchen die echten Krieger zu unterstützen. Später ließ Mark dann doch noch athletische Fähigkeiten erkennen, und zwar im Geländelauf, der zwar Disziplin verlangt, aber Sport für Einzelgänger ist und ohne Teamwork auskommt, wovon sein Vater am meisten hielt. Spätestens in der Oberstufe wusste Mark, dass er lieber aus dem Hintergrund heraus

konkurrierte und dass er mit Männern nicht gut auskam, weil er in der Gruppe immer an den Rand gedrängt wurde.

Frauen blieben Mark ein Rätsel. Seine Mutter war die ewige Cheerleaderin, und seine ältere, intelligentere Schwester hielt als Teenager die Familie mit dem Drama einer Essstörung in Atem, ihre Art, das Erwachsenwerden hinauszuschieben, ein Kampf, den sie schließlich gewann, als sie mit siebzehn Jahren von einer Behandlung beim Arzt kam und einen tödlichen Herzinfarkt erlitt. Außerdem musste Mark mit der Zeit erkennen, dass er vom väterlichen Charisma nichts geerbt hatte und dass sein körperliches Erscheinungsbild, vor allem sein Gesicht, ihm auch nicht gerade half, Frauen gegenüber selbstsicherer aufzutreten.

Dass seine Schwester gestorben war, bescherte ihm einige Aufmerksamkeit, er selbst hatte sich mit ihrem Tod abgefunden, und seit ihrer langen Krankheit war er es zudem so sehr gewohnt, allein zurechtzukommen, dass sich kein Mädchen vorstellen konnte, wie einsam er sich fühlte. Vor allem aber waren ihm durch den Tod seiner Schwester die Eltern fremd geworden, die kaum noch mit ihm sprachen, sich in stumpfsinnige Ablenkungen flüchteten und begannen, das über dem Scheitern ihrer jahrelangen Rettungsmission heruntergekommene Haus zu putzen, anzustreichen und zu renovieren. In seinem letzten Jahr auf der Highschool hatten sie ihr Augenmerk vom Haus auf den Hof ausgedehnt, da die Gartenarbeit es ihnen erlaubte, Stunden um Stunden auf den Knien im Dreck zu verbringen, bis sie sich irgendwann nicht mehr sonderlich von dem klammen Gemüse unterschieden, das sie ernteten, um es in Körben im Windfang verfaulen zu lassen. Mark fragte sich, ob irgendetwas je ihren stummen, heftigen Kummer lindern würde, und beschloss, ihnen zuliebe zu überleben und erfolgreich zu werden, wobei ihm zugleich klar war, dass materieller Wohlstand und ein guter Schreibtischpos-

ten es ihm erlauben würden, in eine Welt aufzusteigen, in der all das hier nie geschehen war.

Mark mochte Karen, weil sie gar nicht wusste, wie schön sie war. Ihre Augen blau, das Haar pechschwarz, die Figur kurvig, aber sportlich. Als er den Arbeitskollegen, der ihr erstes Treffen arrangiert hatte, fragte, wieso er dieses Detail denn nicht erwähnt habe, gestand der, sie selbst nie gesehen zu haben. Seine Frau kannte Karen und hatte gesagt, sie sei eine Acht – eine Sieben, hatte sie eigentlich gesagt, aber das konnte er Mark gegenüber nicht wiederholen, vor allem, weil der sie in aller Öffentlichkeit eine Zehn genannt hatte. Der Kollege freute sich, war aber auch neugierig geworden, und als er Karen auf der Weihnachtsfeier endlich kennenlernte, konnte er gar nicht glauben, wie schön sie tatsächlich war, wenn auch keine Zehn; aber wirklich Hammerbrüste.

In der Nacht, in der Mark und Karen sich dann schließlich voreinander auszogen, verfolgte er sie mit seinen Blicken, als sie aufstand, ihren Morgenmantel anzog und ins Bad ging. Es war eine mondhelle Nacht, und in der blauen Luft schimmerten ihre Brustwarzen fast purpurrot, die Haut so milchig, ihre Schenkel so prall, die Fesseln so schlank. Vom Sex mit ihr würde er wohl niemals genug bekommen – er nahm diesen Gedanken sehr ernst und wusste, sie würden heiraten.

\*

Man hätte meinen sollen, dass ein Mann wie Mark, der mit vierzig noch nicht reich war, niemals mehr reich werden würde, allerdings arbeitete er in einem Finanzsektor, in dem jederzeit ein großer Coup möglich schien. Während ihrer Verlobung stand eine Beförderung in Aussicht, mit einem Bonus, der sie in den Wohlstand katapultiert hätte.

Jetzt, da sie ein Paar waren und die sozialen Früchte ihrer Ehe ernteten – Essen mit anderen Paaren, die Freuden garantierter Gesellschaft am Silvesterabend und am Valentinstag –, haftete ihnen der Ruch von Leuten an, die immer kurz vor dem Erfolg standen. Während der ganzen Zeit, in der sie die Hochzeit planten, schien die Beförderung zum Greifen nah, und beide dachten, was für eine rauschende Feier sie veranstalten könnten, wenn es dazu käme, sie sorgten sich aber auch, dass es vielleicht nichts würde damit, sie sich dann verschuldeten und Mark sich möglicherweise sogar eine neue Stelle suchen musste.

Karen war bereit, ihre Verlagskarriere hinter sich zu lassen, da die Arbeit monoton und klatschlastig war und sie tatsächlich kaum etwas mit Schriftstellern zu tun hatte. Zudem arbeitete sie genau genommen gar nicht in der Verlagsbranche. Mit diesem Ziel war sie zwar nach New York gekommen, doch erwies sich die Konkurrenz als unüberwindlich, weshalb sie sich über Aushilfsjobs ins angrenzende Feld der Public Relations vorarbeitete, wo sie den bescheidenen Glamour von Independent-Filmen und Restaurantöffnungen genießen konnte und der Welt der Verlage immerhin verlockend nahe kam. Irgendwann behauptete sie dann einfach, sie arbeite in einem Verlag, da sowieso kein Mensch begriff, was mit Public Relations gemeint war, vor allem nicht mit Karens freiberuflicher Variante, außerdem fiel – als einmal jemand *publishing* statt *publicity* verstand – die Reaktion ihrer Zuhörer deutlich freundlicher aus. Irgendwo unauffällig im Hintergrund buchte sie Reisen und Auftritte für Autoren und Verleger, und nachdem sie einmal für ihren Boss hatte einspringen müssen und zur Entschuldigung das ideale Geschenk mitbrachte – handgeschöpfte Schokolade neben Käse mit Pflanzenaschestreifen –, begann sie, themenspezifische Geschenkkörbe zusammenzustellen, die so speziell und exquisit waren, dass

man ihr vielfach riet, sie zu ihrem eigentlichen Job zu machen.

Das Lob, mit dem man sie für diese unbestellte Nebentätigkeit bedachte, verdeutlichte aber auch ihren offensichtlichen Mangel an Begeisterung und Elan für den eigentlichen Beruf, in dem sie festsaß. Anders als ihre Vorgesetzte war sie nämlich weder in der Lage, ihre Vorstadtmanieren gänzlich abzuschütteln, noch vermochte sie wie auf Knopfdruck und mit Sonnenbrille im Haar vor Fremden ihren Charme sprühen zu lassen, sodass sie, als ihr aufging, Mark könne von ihr verlangen, den Beruf gegen ein Dasein als Frau und Mutter zu tauschen, von dieser Vorstellung ziemlich begeistert war. Karen wusste, dass es in Manhattan keine Hausfrauen im herkömmlichen Sinne gab und auch dass sie durchaus ihre Erfüllung darin finden könnte, der Schule auszuhelfen, sich ganz dem Nestbautrieb hinzugeben und Dienstboten zu beaufsichtigen.

Als Mark dann zwei Wochen vor der Hochzeit bei der Beförderung übergangen wurde, reagierte Karen dermaßen erschüttert, dass sie sich fragte, ob sie nicht einen Rückzieher machen solle. Und wie sie mitten in der Nacht in ihrer Küche saß und das Für und Wider auf einen Zettel notierte, stellte sie sich auch der schrecklichen Frage, ob sie ihn eventuell nur des Geldes wegen heiraten wollte. Aber nein, sie war ein besserer Mensch, das wusste sie. Sie wusste auch, dass das, was sie unter Liebe verstand, durch Marks Nähe zu Liebe geworden war. Sie wollte nicht einfach bloß ein Kind, ehe es dafür zu spät war; sie wollte mit ihm zusammen ein Kind. Das war sehr wichtig; es war sogar der einzige Punkt auf der Liste, den sie aufgeschrieben hatte, und es freute sie so sehr, sich auf diese Übung eingelassen zu haben, dass sie sich fragte, warum sie nicht schon früher so mutig gewesen war, ihre Wünsche für die Zukunft auf einem Stück Papier zu fixieren.

Mark wurde reich, zumindest nach jedermanns Maßstäben, wenn auch nicht den eigenen. In der Firma war er für seine beneidenswerte Fähigkeit bekannt, potenzielle Schwächen von Aktivposten zu erkennen. Bei Aktien, Anleihen und Immobilien, insbesondere aber bei der Beurteilung von Firmen gelang es ihm, untermauert von mathematischen Analysen, stets genau jene fehlende Werthaltigkeit zu erkennen, die Geschäfte riskant machte, sodass er häufig Hinweise geben konnte, die Geld einbrachten oder doch zumindest einen Abschluss einleiteten. Trotzdem war es letztlich nicht sein Talent, das ihn reich machte, sondern das Glück, einer Gruppe anzugehören, die, nachdem sie sich eine Universitätsstiftung ins Boot geholt hatte, eine gewaltige Kommission unter sich aufteilen konnte. Und verdammt, natürlich hatte ihm die ausbleibende Beförderung fast die Hochzeit verhagelt, aber immerhin war er jetzt am rechten Ort zur rechten Zeit, und nun hatten sie ein großartiges Jahr. Und dann noch eins. Und gleich darauf noch eins. Er wurde wirklich wohlhabend, weshalb überhaupt kein Anlass mehr bestand, sich Sorgen zu machen. Vielleicht war er nicht der reichste Mann in New York, aber er konnte sich fast alles leisten, was dazugehörte; nur in Hochglanzzeitschriften tauchten sie noch nicht auf.

Er wollte natürlich mehr, zumindest genug für ein Haus auf dem Land und auch einen jener Preise, mit denen man großzügige Philanthropen auszeichnete, doch beruhigte ihn, dass Karen gesellschaftlich nicht hoch hinauswollte und sich mit ihrem Wohlstand abfand, als wäre sie damit geboren worden und müsste nichts und niemandem etwas beweisen. Das liebte er an ihr, er beneidete sie sogar darum und fragte sie schließlich, wie es ihr gelinge, Zu-

rückgezogenheit zu suchen und damit zufrieden zu sein. Als sie sich eines Abends eine sehr teure Flasche Wein gönnten und dann im erschöpften Nachspiel beieinanderlagen, erzählte ihm Karen, andere Frauen hätten sie nie als Maßstab genommen, da sie sich in Gruppen stets anpasse und meist mit der Rolle der nickenden Zuschauerin zufrieden sei. Und doch fragte sie sich vor Mark mit weicher Stimme und großen Augen, warum dies nicht genügte. Sie hatte was gegen Klatsch, war sie doch selbst einmal das Opfer eines besonders grausamen Gerüchts geworden, dem zufolge sie sich in einem Sommerstrandhaus einer Gruppe angeschlossen hatte und geblieben war, ohne eingeladen gewesen zu sein. Dieses Gerücht blähte sich dann zu der Unterstellung auf, sie habe was an ihrer Brust machen lassen, vielleicht auch an der Nase, womit ihr endgültig der Ruf anhing, ein ziemlich hoffnungsloser Fall zu sein. Ihr blieb es ein Rätsel, warum man gerade sie ausgewählt hatte, und sie konnte es sich nur damit erklären, dass man sie offenbar geeignet fand, die Unsicherheiten der Gruppe zu verkörpern, und ihre natürliche Scheu für Selbstvertrauen hielt. Mit dem Kopf auf seiner Brust umschlang sie Mark in ihrer Nacktheit und offenbarte ihm, sie habe – wie er – unter der Grausamkeit der anderen leiden müssen, verstehe mittlerweile aber, dass man sich nie so sehen könne, wie einen die anderen sehen, und dass es durchaus in Ordnung sei, nach außen isoliert zu wirken, solange man nicht vergesse, dass man eben nicht so ist, wie andere einen sehen.

Karen weckte Mark an seinem einundvierzigsten Geburtstag mit dem Kopf unter der Bettdecke, den Mund über ihn gestülpt. Nachdem sie sich die Zähne geputzt hatte, kuschelte sie sich an ihn und verkündete, sie sei schwanger. Bei aller situationsbedingten Erschöpfung war seine Begeisterung durchaus spontan, und seine Liebe zu Karen wuchs noch, als sie ihm in strategischem Tonfall die Notwendigkeit einer größeren Wohnung darlegte. Eine Woche

lang hatte sie geplant, wie sie das ihrem Mann beibringen sollte, und dass er mit ausreichendem Enthusiasmus reagierte, machte sie schwindlig vor Erleichterung.

Mark fand das alles phantastisch: Er ermöglichte seiner schönen Karen genau das Leben, das sie sich wünschte; er gründete eine Familie, eine Dynastie; vor allem aber genoss er ihre Fähigkeit, binnen Minuten von animalischer Lust zu praktischen Überlegungen zu wechseln. Am liebsten hätte er es gleich noch einmal mit ihr getrieben, nur wusste er nicht, wie ratsam das in ihrem Zustand war. Karen lachte ihn an: Sie fand ihn immer noch lustig, und während sie sich liebten, merkte er, dass sich ihr Körper auf eine Weise veränderte, die ihm gefiel. Als sie kam, spürte er, wie alle Sorge von ihr abfiel und sie in der Wärme der Vorfreude verschwand.

Karens Schwangerschaft verlief ereignislos, sah man davon ab, dass sie in diesen Monaten in ein Haus mit zehn Eigentumswohnungen westlich der Park Avenue umzogen, eine Gegend, die als eines der letzten intakten Wohnviertel Manhattans galt. Drei Schlafzimmer, kein Balkon, aber direkt unterm Penthouse, und eine Sicht über die Dächer alter Brownstones ohne irgendetwas im Blickfeld, das nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden wäre, und es gab an jeder Ecke einen Optiker und einen Coffee-Shop, außerdem ein Lebensmittelgeschäft, das wie ein Tante-Emma-Laden aus der guten alten Zeit aussah, dazu einige wenige hohe Gebäude, deren Fahrstühle man noch durch blitzende Messingtüren betrat.

Die Eigentümerversammlung gab sich ungnädig und wenig zugänglich, bis Mark in den Hintergrund trat und zuließ, dass Karens Bauch und ihre Strahlkraft das Ruder für sie beide herumwarf. Ihre Tochter wurde im Lenox Hill Hospital zu einer passablen Uhrzeit geboren; Mark war da, und die Kleine kam nach Hause in ein gutgefülltes Kinderzimmer und zu einigen neuen Freunden, die Karen beim Ein-



tritt in die Welt der Schwangerschaftsgruppen und Buggyläden kennengelernt hatte. Sie gaben ihr den Namen Heather. Mark gefiel der Anklang an sein schottisches Erbe, an dessen Heidelandschaft, doch war das eher Zufall; Karen hatte den Namen in einem Buch gefunden und meinte, nie eine Heather getroffen zu haben, die nicht schön gewesen wäre.

Anders als ihre Freundinnen schickte Karen die Säuglingsschwester bald wieder nach Hause, da sie weder das Stillen noch die Schlaflosigkeit oder das Führen eines Babybuchs als Last empfand. Eigentlich begrüßte sie selbst die heftigsten Störungen, bot ihr jeder Kontakt, auch um drei Uhr morgens, doch nur wieder eine Gelegenheit, ihr Baby zu berühren und zu riechen. Die Freude an Heather überstieg alles andere, und so lehnte sie auch weiterhin fremde Hilfe ab und hielt jeden einzelnen Tag mit Bildern und Notizen fest, die sie allerdings nie zu zeigen brauchte, da Mutter und Kind unzertrennlich waren und man Heather sowieso jederzeit in Fleisch und Blut erleben konnte. Als Heather vier Jahre alt wurde und in den fürsorglichsten und progressivsten, wenn auch nicht unbedingt renommiertesten Kindergarten kam, war es Karen, die nicht aufhören konnte zu weinen. Und während die Tage vergingen, lag sie die wenigen Stunden, die Heather im Kindergarten verbrachte, mit gebrochenem Herzen im Bett und erwachte erst zur Abholzeit zu neuem Leben, wenn sie wieder Kekse backen, gemeinsam Videos schauen oder einfach nur im Park spazieren gehen konnten.

\*

Etwa zehn Jahre ehe sich Mark und Karen zum ersten Mal trafen, wurde Robert Klasky als Kind einer alleinerziehenden Mutter im städtischen Krankenhaus von Newark, New

Jersey, geboren. Bobby, wie man ihn nannte, war ein vom medizinischen Personal unentdeckt gebliebenes Wunder, hatte seine Mutter während ihrer überwiegend unbemerkt verlaufenen Schwangerschaft doch selten etwas anderes als Bier zu sich genommen. Man gab ihm den Nachnamen der Mutter, da es viele Männer gab, die als Vater in Frage kamen, sofern sie die mausbraunen Haare und die blauen Augen von Bobby hatten.

Bobbys Mutter blieb so lange wie möglich im Krankenhaus, ehe sie in das kleine holzverschaltete Haus in Harrison zurückkehrte, in dem sie schon einen Großteil ihres unglücklichen Lebens verbracht hatte. In Harrison hatten früher vor allem Polen gewohnt, jetzt lebten hier immer noch vorwiegend arme Weiße, was für diesen Teil New Jerseys eher ungewöhnlich war. Das Städtchen hätte maleisch wirken können, wären die Zeichen der Armut nicht allzu unübersehbar gewesen, die schiefhängenden Fliegengittertüren, die Müllhaufen, herumliegender Schrott und das schwarze Geflecht von Telefonleitungen, die sich über den Horizont spannten.

Bobby bekommen zu haben änderte nur wenig an der Überzeugung seiner Mutter, dass Heroin das Beste in ihrem Leben sei. Sie hatte nie vorgehabt, als Erwachsene in Harrison mit all diesem «Pack» zu leben, wie sie die Leute nannte. Ihrer ablehnenden Haltung zum Trotz ließ sie sich aber immer wieder auf Penner, gewalttätige Junkies und Besoffene ein, die eine Mahlzeit zu schätzen wussten, ein Dach über dem Kopf und eine Frau für den Spaß. Noch vor seinem zehnten Geburtstag hatte Bobby Zigarettenstummel gegessen, Bier getrunken und den Lovern seiner Mutter und manch einer ihrer Freundinnen geholfen, sich einen Schuss zu setzen, wenn sie es selbst nicht mehr hinkriegten.

Oft wurde er mitten in der Nacht geweckt und ins Wohnzimmer geschleift, ohne zu wissen, ob man ihn als Pun-

chingball oder Partyclown brauchte. Seine Mutter lebte von der Stütze und vom Klauen, vor allem in den guten Jahren, als das Stadion und auch sonst allerhand in der Stadt gebaut wurde, meist aber jobbte sie in Schönheitssalons und fegte das Haar auf. Manchmal arbeitete sie auch als Amateurkosmetikerin, was sie ideal fand, da sie dabei ihre Lieblingsserien gucken, in die Kasse greifen und mit großer Autorität über anderer Leute Aussehen urteilen konnte.

Für beide, für Bobby und seine Mutter, war es eine Erleichterung, als er eingeschult wurde. Bobby gefiel die Schule, weil sie eine gewisse Ordnung bedeutete und weil ihm zum Essen etwas anderes vorgesetzt wurde als Weißbrot mit Formfleisch, allerdings merkte er bald, dass er cleverer als die meisten Schüler und Lehrer war. Er fand heraus, dass er fast alles bekam, wenn er nur die Wahrheit über seine Mutter oder seine Armut erzählte. Vor allem von den jüngeren Lehrerinnen, denen dann Tränen in die Augen traten und die ihm Fastfood kauften und versprachen, dass sich die Dinge ändern würden. Was natürlich nie geschah. Im schlimmsten Fall bekam seine Mutter Besuch von der Behörde, aber sie ließ sich durch nichts aus der Fassung bringen, kannte keine Scham und empfing die Bürokraten und Gutmenschen meist in einem übergroßen Schlaf-T-Shirt oder in ihrem schäbigen Kimono.

Bobby verbrachte die meiste Zeit allein. Im Sommer fiel es ihm am schwersten, vor allem, wenn das Haus voller Junkies war und er nur ohne Ton fernsehen durfte. Er ging dann oft runter an den Fluss, dessen Ufer vollgemüllt waren mit alten Reifen und entsorgten Geräten, und er fühlte sich einsam und krank, weil er sich selbst «auch weggeworfen» vorkam, wie ihm ein Gefängnispsychologe eines Tages erklärte.

Nichts faszinierte ihn so sehr wie Tiere. Für ihn waren sie wie Menschen, stumm und hilflos, vor allem die überfahrenen Tiere auf der Straße, die er aufhob und in der Gara-

ge versteckte, um sie später genauer zu untersuchen. Nur durch Zufall entdeckte er seine eigene Macht, als er einen Vogel fand, der sich in der Air-Condition am Fenster verfangen hatte. Bobby stellte die Anlage an und sah ehrfürchtig zu, wie das Tier von den Rotoren zerhackt wurde, bis Blut aus dem Ventilator spritzte.

Bobby ging von der Highschool ab und fing in einem Holzlager an, belud LKWs und später, sobald er einen Gabelstapler bedienen konnte, auch Paletten. Er wohnte weiterhin zu Hause, sicherte irgendwann sein eigenes Zimmer mit einem Vorhängeschloss, sah in seiner Freizeit fern, trank Wodka und lauschte dem sinnlosen Gelaber und explosiven Gelächter der Freunde und Lover seiner Mutter während ihrer allnächtlichen Zusammenkünfte.

Manchmal gab es Krach, dann ging er einfach und setzte sich draußen auf die Stufen, oder er holte sich im Eckladen noch ein paar Bier. Ein Nachbarmädchen, sie nannten sie Chi-Chi, saß auch oft auf den Türstufen vor ihrem Haus. Er fand sie sehr schön und sah ihr schon an, dass sie überlegte, wie sie ihn kennenlernen könnte. Einmal dann, an einem besonders verhangenen Samstagnachmittag, überquerte er die Straße ein wenig früher, damit er nahe bei ihr vorbeikam, und sagte: «Schön sonnig heute, nich?» Sie erwiderte sein Lächeln, und er freute sich, dass er ihr gesagt hatte, was man so sagt.

[...]